

Wahnsystem

Mischa Mangels Roman
„Ein Spalt Luft“

Im Grunde ist es ein unmögliches Unterfangen: sich der Zeit zu erinnern, in der das Bewusstsein noch nicht entwickelt ist, also der Zeit als Säugling und Kind von ein, zwei Jahren konkret auf die Spur zu kommen. Das aber versucht der Erzähler von Mischa Mangels Debütroman „Ein Spalt Luft“. Ihm geht es um die ersten zwei Lebensjahre allein mit seiner Mutter, die an einer schweren Psychose erkrankt war. Nur sie beide zusammen lebten in der abgeschotteten und wahnhaften Welt der kranken Frau, und nun versucht er dreißig Jahre später zu rekonstruieren, wie es damals war, wie sich diese Mutter-Kind-Beziehung gestaltete.

Allerdings findet dieser Sohn, der den gesamten Roman über namenlos bleibt, nur Bruchstücke: alte Nachrichten auf einem Anruferantworter, Akten, Sorgerechts-Dokumente und Protokolle. In letzteren kommt kurz auch der überforderte Vater zu Wort. Er nimmt das Kind schließlich zu sich und zieht es groß. Doch Mischa Mangel, der 1986 geboren wurde und in Hildesheim Kreatives Schreiben studiert hat, erzählt nicht nur von der archivischen Durchsicht dieses mütterlichen Fallverlaufs. Er streut andere Stimmen ein: lebhaft, erratische Monologe der Mutter, die ihrerseits unterbrochen werden von Mundartmythen, Märchen und alptraumhaften Szenen. Es wirkt, als sei hier ein Kaleidoskop kaputt gegangen. Überdies erzählt „Ein Spalt



„Die Stadt braucht man nicht zu hassen, man musste sie erobern.“ Kiew in den 1930er Jahren.

Die Geheimnisse von Kiew

Endlich ist **Walerjan Pidmohylnyjs** ukrainischer Klassiker „Die Stadt“ auf Deutsch zu lesen

VON CHRISTIAN SCHRÖDER

Als Stepan zum ersten Mal nachts von der Leninstraße zum Khraschatyk läuft, dem Prachtboulevard im Zentrum von Kiew, ist er gleichzeitig entzückt und entsetzt. So sehr überwältigt ihn das „Gedröhne und Geklingel“ der Straßenbahnen, das „heiseren Geheul der Busse“, das „gellende Hupen der kleinen Automobile“ und das „dumpfe Summen der wogenden Menschenmasse“, dass er stehen bleiben muss und sich an eine Fassade lehnt. Soldaten in schweren, stickigen Uniformen, Dandys mit fliegenden Mänteln, junge Frauen mit Bubiköpfen, Matrosen der Dnepr-Flotte und „zerstreute Einzelgänger, die Hamlets der Straße“ ziehen an ihm vorbei.

Stepans Seele sei eine „empfindliche Fotoplatte“, konstatiert Walerjan Pidmohylny in seinem 1928 veröffentlichten Roman „Die Stadt“. Voller Enthusiasmus lässt er seinen jugendlichen Helden aus einem Dorf in der Provinz zum Studium nach Kiew aufbrechen. Die Präzision, mit der Pidmohylny die Großstadt und ihre Bewohner porträtiert, erinnert mitunter tatsächlich an einen Fotografen. Oder, in Wimmelbildszenen wie oben, an einen Filmregisseur. Stepan könnte ein Vorläufer des Ich-Erzählers von Christopher Isherwoods Buch „Leb wohl, Berlin“ sein, der einige Jahre später, 1939, von sich sagt: „Ich bin eine Kamera mit offenem Verschluss.“

„Die Stadt“ ist ein Klassiker der modernen ukrainischen Literatur, in der ungestümen Kraft seiner Erzählung vergleichbar mit Döblins „Berlin Alexanderplatz“. Dass er jetzt zum ersten Mal in einer deutschen Übersetzung erscheint, ist ein Verdienst des kleinen, für Wiederentdeckungen bekannten Berliner Guggolz-Verlags. Ausgerechnet jetzt, wo Krieg herrscht und Kiew mit russischen Raketen beschossen

wird, kann man mit Pidmohylny gewissermaßen ins offene Herz dieser Stadt schauen, die vor hundert Jahren ähnlich boomte wie zuletzt und von ähnlich herber Schönheit war.

Stepan nähert sich Kiew gleitend, auf einem Dampfer, der den Dnepr befährt. Als Waisenkind aufgewachsen, hatte er sich während der Revolution den Aufständischen angeschlossen und gegen „weiße Banden“ gekämpft. Danach war er in seinem Dorf – dieser „zauberhaften Blüte der Erde“ – zum Gewerkschaftssekretär aufgestiegen, der nebenher eine Bibliothek aufbaute. Zaubenhaft erscheint ihm nun auch die Stadt, die sich vom Hügel hinab zum Ufer erstreckt. Von der Revolutionsstraße bewegt sich ein Strom von Jungen und Mädchen, Frauen und Männern über eine breite Treppe zum Fluss, einem Bad in der Sonne und im Wasser entgegen.

„In diesem Getümmel war kein Platz für schlechte Laune“, schwärmt Stepan. „Dort, am Rande der Stadt, begann eine neue Welt, die Welt der elementaren Freuden.“ Aber nachdem er von Bord gegangen ist, kommt ihm plötzlich alles fremd und fad vor. Stepan gehört zu den wechselwarmen Wesen, schnell kann sein Enthusiasmus umschlagen in Trübsinn. Mit ihm ist Nadjika nach Kiew gekommen, ebenfalls um zu studieren. Sie will er genauso erobern wie die Stadt, aber als ihm das gelungen ist, ist er ihrer Liebe schon wieder überdrüssig. Das wird dem Narzissten noch mit einigen anderen Frauen passieren.

Interessant ist „Die Stadt“ auch aus soziologischer Sicht. Denn Stepan bewegt sich durch verschiedene Milieus, von der Universität übers Kleinbürgertum

in die Künstler-Bohème und zu den Neureichen, die Politik streift er natürlich auch. Topografisch führt sein Weg vom Rand ins Kiewer Zentrum. Als Habicht muss Stepan sich „durchbeißen wie ein Holzwurm“. Damit fängt er beim Fischhändler Hnidy an, bei dem er zunächst im Schuppen übernachtet, später eine Matratze im Haus bekommt, wofür er morgens die Kühe versorgen muss. Seine Prüfungen an der Hochschule der Ökonomie besteht er glänzend, doch irgendwann verlässt ihn die Lust und er geht nicht mehr hin.

Der Roman spielt während der von Lenin verordneten Neuen Ökonomischen Politik, einer Phase wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Lockerungen. Berücksichtigt werden nun auch die nationalen Besonderheiten der in der Sowjetunion zusammengeschlossenen Völker. Stepan bekommt einen Job als ukrainischer Lehrer, hält Vorträge, übernimmt einen Lernzirkel. Vom Gehalt kauft er sich einen Anzug, die Feldjacke, die er bis dahin getragen hat, verbrennt er.

Auf Hauswänden, Plakaten und Zeitschriften hätten weiche Farben die grelle Buntheit der Revolution abgelöst, heißt es einmal. Und das Wort „Genosse“ könne jetzt ganz locker ausgesprochen werden, als wäre es nie „ein Symbol der Gewalt und Plünderung“ gewesen.

Es gibt einige solcher Sarkasmen in dem Buch, sicher ein Grund dafür, dass Pidmohylny Ärger mit den Zensoren bekam. Für die Rolle eines Vorzeigeproletariats war der Sohn eines Gutsverwalters, 1901 im Dorf Tschaplji geboren, ungeeignet. Ab 1920 veröffentlicht er Erzählungen, zwei Jahre später wird er Redakteur bei der Zeitschrift „Leben und Revolution“. 1930 fällt er in Ungnade. Pidmohylny verliert seinen Posten,

kann kaum noch publizieren, übersetzt stattdessen Maupassant, Anatol France, Stendhal. 1934 wird er verhaftet, 1935 in ein Lager auf den Solowki-Inseln im Weißen Meer deportiert. Im November 1937 erschießt man ihn dort zusammen mit anderen ukrainischen Autoren und Künstlern, „gewissermaßen zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution“, wie es im Nachwort heißt. „Die Stadt“ erscheint erst wieder 1989. Ins Deutsche übertragen haben den Roman nun – elegant und flüssig – der Ukrainer Alexander Kratochvil und Studierende der Berliner Humboldt-Universität.

Zur Welt kam das Buch laut Pidmohylny „unerwartet“. Eigentlich wollte er ein Drehbuch für eine Kinokomödie schreiben, weil er scheiterte, machte er daraus seinen einzigen Roman. Sein Held hat mehr Glück. Stepan bringt es mit einem Drehbuch zu Wohlstand. So wie er im zweiten Teil der Geschichte als Schriftsteller reüssiert, erscheint er wie ein Nachfahre von Bel Ami und Lucien de Rubempré, dem Auf- und Absteiger aus Balzac's „Verlorenen Illusionen“.

Erstes Aufsehen erregt er mit der Bürgerkriegs-Erzählung „Das Rasiermesser“, für Pidmohylny ein Anlass, sich über Revolutionsromantik lustig zu machen. „Genosse Stepan“ hat als Literaturredakteur genauso Erfolg wie als Liebhaber. Seine Affären werden zu Melodramen. Stepan will Ruhm, er schreibt einen Roman über die Stadt Kiew. „Das Leben ist ein Fleischwolf“, sagt ein Kollege. „Schau nur, womit sie uns füttern!“



Walerjan Pidmohylny: Die Stadt. Aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochvil, Lukas Joura, Jakob Wunderwald und Lina Zalitok. Guggolz, Berlin 2022. 415 Seiten, 26 €

ANZEIGE

Das biografische Rätsel

12,95 € | Bestellnr. 19552

SHOP
TAGESSPIEGEL

shop.tagesspiegel.de

Luft“ davon, was mit einem Jungen passiert, der in frühester Kindheit ein Elternteil unbewusst so schwer beeinträchtigt erlebt: abgeschliffene Finger und winkende Armstümpfe gehören zur Bildsprache von Mangels Roman.

Formal beginnt jedes kurze Kapitel mit einer Ausschluss: einem schwarzen Querbalken. Die Sperre, ja, die Sperrigkeit dieses Balkens steht symbolisch für den Text. Nachsetzen, nachbohren, nachhaken, wieder ansetzen, aufs Neue versuchen, so stellt sich dieses collagenhafte Porträt der Mutterfigur dar. Festhalten kann man sich als Leserin an den Einsichten in die Akten von Gerichten und Jugendämtern, an recherchierten Fakten. Auf diese Weise versucht der Sohn den Zustand seiner Mutter für sich begreiflich zu machen und seine Identität zu fassen zu bekommen.

Aber die Psychose ist erbarmungslos: Versatzstücke der Mutterstimme deuten beständige Gefühllexesse an. Ihre seelische Verfasstheit bleibt ein ständiges Rätsel für das Umfeld. So sehr sie versucht, sich zu äußern, so sehr hier jemand offensichtlich mit seiner Existenz ringt, so sehr Neuroleptika und Psychose ihre Wechselwirkungen eingehen – die Familie bleibt am Rand, geht auf Distanz.

Mischa Mangel hat seinem Roman ganz bewusst wenig Struktur gegeben, um damit das Innenleben einer Psychotikerin besser abbilden zu können. Szenen, Satzkaskaden, Absätze, alles variiert. Es gibt Motive, die sich wiederholen, dazu Fragmente, die auch leitmotivisch durch „Ein Spalt Luft“ führen: Das Skelett eines Plots ist durchaus erkennbar, und schließlich macht sich der Sohn nach der Akten-einsicht auf den Weg zu den Orten, an denen er bis zu seinem zweiten Lebensjahr mit der Mutter gelebt hat. Und immer wieder wird klar: Der Graben zwischen einer psychotischen Person und dem Rest der Welt scheint unüberwindlich. Gerade in seiner fragmentarischen Struktur kommt dieser kunstvolle Roman der Krankheit so nahe wie nur irgend möglich.

KATHRIN MAURER

Mischa Mangels Roman „Ein Spalt Luft“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022. 270 Seiten, 22 €.



Mischa Mangel: Ein Spalt Luft. Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022. 270 Seiten, 22 €.

Kaum hat Stepan eine Frau erobert, wird er ihrer schon wieder überdrüssig

Dieser Autor schreibt auf Augenhöhe mit dem Tod

Seine Wohnung war Treffpunkt der DDR-Subkultur

Seine Gedichte des „atolle“-Zyklus antizipieren beklemmende das Szenario der drohenden atomaren Eskalation, vor dem die Welt seit der Rückkehr des Krieges nach Europa steht.

Paul-Henri Campbell: Innere Organe. Gedichte. Verlag des Wunderhorn, Heidelberg 2022. 80 Seiten, 22 €.

Paul-Henri Campbell: Innere Organe. Gedichte. Verlag des Wunderhorn, Heidelberg 2022. 80 Seiten, 22 €.

Paul-Henri Campbell: Innere Organe. Gedichte. Verlag des Wunderhorn, Heidelberg 2022. 80 Seiten, 22 €.

Paul-Henri Campbell: Innere Organe. Gedichte. Verlag des Wunderhorn, Heidelberg 2022. 80 Seiten, 22 €.

FLUG Schriften

Kaukasische Kreise

CAROLINE FETSCHER über einen Kenner der Kulturen Osteuropas

Auswendig kennt er die Lieder seiner Lieben. Wenn Ekkehard Maaß zur Gitarre singt, auf Russisch, Georgisch oder Deutsch, wird die innige Kenntnis der Texte und Melodien spürbar, die er vorträgt. Seit 1971 verbindet ihn eine Freundschaft mit Wolf Biermann, ab 1978, schon zu DDR-Zeiten, wurde Maaß unter Dissidenten als Interpret der Chansons des russischen Regimekritikers Bulat Okudschawa (1924-1997) bekannt.

Bereits damals wurde seine Wohnung in Berlin-Prenzlauer Berg zum Treffpunkt der DDR-Subkultur von Literaten und Künstlerinnen, eifrig beobachtet von der Stasi, die das Philosophiestudium von Ekkehard Maaß aktiv sabotierte. Bis heute lädt der 1951 Geborene im unveränderten Ambiente zu Literatursalons, in denen Goethe, Heine oder Brecht als virtuelle Gäste anwesend sind. Vor allem trifft sich hier jedoch die zeitgenössische Kulturszene Osteuropas, genauer gesagt: Kaukasiens, die südöstlichen Nachbarregion der Ukraine, zu der Georgien gehört, Südwestrussland, Tschetschenien und Aserbaidschan. Sie grenzt an das Asowsche Meer und das Schwarze Meer. Kaukasien gilt als „Wiege der Zivilisation und Berg der Sprachen“.

1996 gründete der Pfarrersohn Maaß, erschüttert vom Krieg gegen Tschetschenien, die Deutsch-Kaukasische Gesellschaft. Bald danach wissen auch tschechenische Flüchtlinge, dass sie sich an ihn wenden können, als Mittler, Künstler, Übersetzer, Ermutiger und Freund. Jetzt hat Ekkehard Maaß die zahlreichen, staunenswerten Etappen der Arbeit der Gesellschaft in einen Band gefasst, der aktueller kaum unterrichten könnte. (Fluchtzeiten. Deutsch-Kaukasische Gesellschaft: Geschichte, Kultur, Religion, Politik, Flüchtlinge. Lukas Verlag, Berlin, 2022, 312 Seiten, 646 Abb., 25,- €).

Caroline Fetscher schreibt regelmäßig an dieser Stelle über Sachbücher. Nächste Woche: Gerrit Bartels über den Proustbetrieb



Detailliert dokumentiert der Band Proteste, Kundgebungen, Debatten, Aktionen und Reisen. Er präsentiert Gesichter, Geschichten, Lyrik, Musik, Essays, Reden, Artikel und viele hundert Fotografien von Akteuren, Postern, Landschaften. 1996, so erzählt Maaß, beeindruckten Biermann die polyphonen Chöre Georgiens in Tbilissi, doch die maroden Fassaden und Autoverkehrs am Straßenrand fand er eher bedrückend. Im September 2005 sprachen der tschetschenische Dichter Apti Bisultanov, Maaß und andere auf dem Internationalen Literaturfestival in Berlin über „Das System Putin“, was vor allem Insider interessierte. Im November desselben Jahres traf André Glucksmann im Salon von Maaß dessen langjährigen Freund, den legendären georgischen Autor Giwi Margwelaschwili.

Wiederholt wird der Literatursalon zum Zentrum, den das Studio Babelsberg 2014 komplett als Kulisse für die Dokumentation über Sascha Anderson („Trilogie des Verrats“) übernommen hatte. Alle sind willkommen, auch Flüchtlinge mit recht traditionellen Haltungen. Ihnen macht der Gastgeber so herzlich wie unmissverständlich klar: „Ich respektiere Eure Kultur, wenn ich bei Euch zu Besuch bin, hier müsst Ihr meine Regeln einhalten. Bei mir sitzen Frauen mit am Tisch.“

Und das wird angenommen. Maaß, der schon als DDR-Bürger wagemutige Reisen in entlegene Teile der UdSSR unternommen hatte, und zwischen den Sprachen wechselt wie zwischen Orgelregistern, kennt keine ethnischen Schranken.

Mit dem Kaukasien-Buch liegt ein Zeitdokument vor, aber auch ein leidenschaftlicher Rechenenschaftsbericht, und ein Panorama der unermüdbaren Aktivität vieler, vieler, die vor Putins Kreml warnten, die andere aufgewacht sind. Mithin liefert der Band eine lebendige Form der Fortbildung für alle, die Wissen über die hierzulande, so sagt der Autor, „stiefmütterlich“ behandelte Kulturregion Kaukasien erwerben oder es vertiefen wollen.

„Putin wird sich vielleicht einmal vor dem Haager Kriegsverbrechertribunal verantworten müssen“ schrieb Maaß kurz nach dem Mord an Tschetscheniens demokratisch gewähltem Präsidenten Aslan Maschadow am 13. März 2005 in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“. Das war fast genau siebzehn Jahre vor Russlands Überfall auf die Ukraine.

Versehrte Körper, warme Atolle

„Innere Organe“: Gedichte des deutsch-amerikanischen Lyrikers und Theologen **Paul-Henri Campbell**

Ein bewunderter Meisterdenker der Ästhetik hat einmal behauptet, dass in einem Gedicht nicht nur „Trübsinn und Schwermut“, sondern auch „die schnell vorbeifahrenden Blitze sorgloser Heiterkeiten und Scherze“ Platz finden, dass es aber letztlich nur auf „die Seele der Empfindung“ ankomme. Diese Definition des Weltgeist-Philosophen Hegel haben etliche Generationen von Lyriktheoretikern nachgebettet.

Zwei Jahrhunderte nach Hegel will nun der deutsch-amerikanische Dichter und streitbare Theologe Paul-Henri Campbell die hehren Vorstellungen vom Gedicht entrümpeln und trübsinnigen Reflexion verschrecken, und zwar zugunsten von Ritual, Beschworung und Litanei. Statt zarter „Seelenarbeit“ propagiert Campbell in seinem neuen Gedichtbuch „Innere Organe“ eine sinnliche Poesie des Körpers, Dichtung als somatische Kunst.

Paul-Henri Campbell, der 1982 geboren wurde, gehört zum kleinen Kreis der Dichter, die auf Augenhöhe mit dem Tod schreiben. Seit seiner Geburt labo-

riert der Autor an einem schweren Herzfehler. Seinem aufregenden Gedichtbuch „nach den narzosen“, das 2017 veröffentlicht wurde, hatte er bereits einen Essay über die „Salutonormativität“ der Gesunden und die existenzielle Ausgesetztheit der Kranken hinzugefügt.

In sieben Zyklen erprobt Campbell nun in diesem neuen Band das Gedicht als polylingualen Sprachkörper. Das Buch setzt ein mit Betrachtungen zum versehrten Leib, auf dem die „spur des skalzungen von Ritual, Beschworung und Litanei.“ Im zweiten Kapitel demonstrieren die weit ausschweifenden Litaneien zur Lunge oder der Milz die Lust des Autors am entfesselten Sprachspiel.

Aber auch finstere Visionen einer omnipräsenten Pandemie sind präsent: „...siechenjahre//und strafen durchgeistert sind von starren schnabelmasken/kreideweißes schlohweißes stei-

nernes schnäbeln/ das alles erwürgt hinwürgt & erdrosselt...“.

Im „luftbrücken“-Zyklus, der um einige geschichtsträchtige Orte in Frankfurt am Main kreist, versucht Paul-Henri Campbell dann einen experimentellen Grenzgang zwischen den Sprachen: eine hochkomische Montage aus deutschem und englischem Vokabular. Das Spiel mit der schon von Mark Twain ironisierten „awful german language“ bringt hier ein ammutiges „kauerwelsch“ hervor: „i wandered einsam as a wölkchen.“

In eine dezidiert politische Richtung weisen die letzten beiden Zyklen des Bandes. Die „re:aktor poems“ bilanzieren in grellen Momentaufnahmen die atomaren Desaster von Tschernobyl 1986 bis Fukushima 2011. Den Reaktorunfall im US-amerikanischen Harrisburg im März 1979 verwandelt Campbell im Gedicht „three mile island“ in eine historische Szene von deutschen Auswanderern.

Sie kamen im 18. Jahrhundert auf der Suche nach dem neuen Jerusalem nach Pennsylvania und sprachen dort einen eigenen Dialekt, das „Pennsylvania

Dutch“: „& unten am fluss da knarrt das miehrlaad schaufelnd im strom“.

Am Ende des Bandes ruft der Zyklus „warme atolle“ die verheerenden Atom-bomben-Tests auf den Marshall-Inseln im Pazifik in Erinnerung, die dort zwischen 1946 und 1962 die Lebenswelt der Inselbewohner verwüsteten. Was als Expedition in den versehrten Körper begann, endet nun im Horror-Bild der Apokalypse: „...wie/sektorken teat im sog/von wolvenschleimern der atompilz/ins tropische tohuwabohu“.

Diese Gedichte des „atolle“-Zyklus antizipieren beklemmende das Szenario der drohenden atomaren Eskalation, vor dem die Welt seit der Rückkehr des Krieges nach Europa steht. MICHAEL BRAUN



Paul-Henri Campbell: Innere Organe. Gedichte. Verlag des Wunderhorn, Heidelberg 2022. 80 Seiten, 22 €.